Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 20 (1978)

Rubrik: Aus vergangenen Tagen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus vergangenen Tagen

Geschichte der Stadt Chur

Buchbesprechung v. Peter Wiesmann*

Um das Jahr 500 v. Chr. hat der griechische Historiker Hekataios von Milet an den Anfang seines Werkes den Satz gesetzt: «Das schreibe ich, wie ich es für wahr halte. Denn die Berichte der Hellenen scheinen mir vielfältig und lächerlich zu sein — und sie sind es auch!» Zum erstenmal in unserer Geistesgeschichte ist hier den Theorien einer unkontrollierten Phantasie die Wahrheit gegenübergestellt, zwar nicht die absolute Wahrheit, sondern eine Wahrheit, welche sich ausrichtet nach dem Verstand des forschenden Subjektes und die vor dem Urteil seines kritischen Denkens bestehen muß. Dieser altgriechische Satz von einer auf das Subjekt bezogenen Wahrheit ist für die Geschichtsforschung bis auf den heutigen Tag richtungsweisend geblieben. Ihm ist auch Christoph Simonett verpflichtet, und man dürfte den Satz geradezu auch als Motto vor seine Arbeit über «Die Geschichte der Stadt Chur» setzen. «Wir beanspruchen keineswegs, in jeder Beziehung Klarheit erlangt zu haben», schreibt er in seinem Vorwort, und es ist wieder griechischer Geist, der aus diesen Worten spricht, «zögern aber nicht, neue Hypothesen und Schlüsse in die Diskussion zu werfen. Nur so wird man der Wahrheit allmählich näher kommen.»

Man macht es Simonett hie und da zum leisen Vorwurf, er sei nur allzurasch dazu bereit, Theorien zu entwickeln. Er ist aber viel mehr frei von einer gewissen wissenschaftlichen Ängstlichkeit, und er hat den Mut zur Hypothese. Nun ist allerdings die Forschung der Sprachwissenschaft, der Archäologie oder der Wissenschaft der Urkunden, Siegel und Münzen im Laufe der letzten Dezennien über die bisherigen größeren Gesamtdarstellungen hinausgekommen, neue historische Fakten haben unser Wissen bereichert, so daß sich eine Neubesinnung über den Ablauf der geschichtlichen Ereignisse aufgedrängt hat. Und Christoph Simonett verfügt auch über die umfassenden Kenntnisse in Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte, so daß er diese Gesamtschau wagen darf. Seine Darlegungen sind spannend zu lesen, doch ist sein Buch nicht zur Erbauung geschrieben, sondern zum Arbeiten, es stellt kritische Ansprüche an den Leser, aber es fasziniert! Wenn er im Vorwort weiter schreibt: «Mit einigen bisher falschen Interpretationen mußte aufgeräumt werden», so tut er es allerdings nicht so, daß er sie als lächerlich bezeichnet, wie ein Hekataios, sondern sein Kampf ist ritterlich. Ohne dem Gegner den Respekt zu versagen, kreuzt er die Klinge auch mit anerkannten Koryphäen unserer Forschung, getreu dem Satz «Amicus Plato, sed magis amica veritas».

Es ist nicht die Aufgabe dieser Besprechung, einen Abriß über alle historischen Probleme zu bieten, die Simonett dargelegt hat, sondern wir greifen eines heraus, welches die Stadt Chur in einen weiteren Raum der europäischen Geschichte rückt und das Simonetts Arbeitsweise in eindrücklicher Art miterleben läßt. Wir meinen die Tatsache, daß Chur einmal den Namen Theodoricopolis trug, das heißt, «die Stadt (griechisch ‚polis') Theodorichs», des Königs der Ostgoten († 526). Wie noch heute viele Orte den Namen ihres Gründers, des Kaisers Augustus, verraten — Aosta, Augst, Autun, Augsburg — oder nach griechisch-oströmischer Art den Gründernamen mit dem Element «polis» enthalten — Konstantinopel, Adrianopel, Sewastopol, Grenoble (= Grazianopolis) — so fällt auch der Curia Raetorum, neben ihren vornehmen griechischen Schwestern, die Ehre zu, dereinst den Namen eines Großen seiner Zeit getragen zu haben: Im Auftrag des oströmischen Kaisers Zeno war Theodorich mit seinen Goten, von Pannonien-Ungarn aus nach Italien gekommen und hatte 488 den Kampf gegen den Usurpator Odoakar aufgenommen und ihm in der «Schlacht bei Raben», 493, die Reichsstadt Ravenna entwunden. Es war seine Aufgabe, die erschütterte kaiserliche Herrschaft auch in Westeuropa wieder zu festigen. Rätien unterstand damals wieder dem Kaiser von Konstantinopel, seitdem der weströmische Kaiser Romulus Augustulus durch seinen germanischen Gardekommandanten Odoakar abgesetzt worden war (476). Seit aber der nördliche Teil der rätischen Provinzen wegen der Alemannen-Einbrüche dem Reich verloren gegangen war, hatte Chur als nördliches Zugangstor zu den Alpenpässen für Italien und den Osten erhöhte Bedeutung gewonnen. Wenn nun Theodorich die damalige Provinzhauptstadt Chur nach seinem Namen benannte, und damit in ihrem Rang erhöhte, so kommt darin sichtbar zum Ausdruck, wie sehr er deren Schlüsselstellung, gesamteuropäisch gesehen, beurteilte. Theodorich lebt in der deutschen Heldensage von den Nibelungen fort als der große «Dietrich von Bern (= Verona)». Der Name Theodoricopolis ist allerdings früh vergessen worden, denn Theodorich hatte nicht «den rechten Glauben», wie die «Orthodoxen» in Byzanz. Er war, als Germane, Arianer und glaubte darum nicht an das Dogma, daß Christus Gott wesensgleich

* Christoph Simonett, Geschichte der Stadt Chur, I. Teil, Calven-Verlag.

sei, und als er 526 gestorben war, wurde sein Grab in Ravenna geschändet, und am Portal von San Zeno in seiner einstigen Residenzstadt Verona ist er abgebildet, wie er, auf der Jagd nach einem Hirsch, der Hölle zureitet. Und so ist denn auch die «Curia», wohl nicht zuletzt dank den Missionsbemühungen des Hl. Luzius, wieder zum älteren, rechtgläubigen Chur geworden. Bischof Victor III hatte ja an Kaiser Ludwig den Frommen, 823, über den Hl. Luzius geschrieben «... qui ipsam civitatem (d. i. Chur) de diabolico errore ad cultum veri Dei praedicando convertit» (BU Nr. 46).

Die Identifikation von Chur und Theodoricopolis beruht auf folgender Theorie: In einem spätantiken Ortsnamenverzeichnis des sogenannten «Geographen von Ravenna» (7. Jh.) sind längs einer Route, welche von Straßburg aus südwärts geht und an der auch «Ziurichi» liegt, einige nicht näher lokalisierbare oder durch Falschlesungen verstümmelte Namen aufgeführt — so auch «Cariolon Thedoricopolis» (Howald/Meyer S. 173). J. Schnetz hatte 1925 (ZSG V 346) vorgeschlagen, dafür zu lesen «Curia id e(st) Theodoricopolis». Diese Konjektur wird heute von der Forschung ziemlich allgemein gutgeheißen. Noch hatte Erwin Poeschel nur mit einem kurzen Satz dazu Stellung genommen: «Unter der Herrschaft der Goten scheint Chur eine Zeitlang auch den Namen Theodoricopolis geführt zu haben, was darauf schließen lassen könnte, daß Theoderich das — vielleicht beim Alemannenzug von 457 zerstörte — Kastell neu erbaute (KDM VII 1948 S. 6).» Aber in ihren Konsequenzen voll ausgewertet hat die Schnetz'sche Theorie erst Simonett. Dank seiner Kombinationen der zerstreuten Fakten gelang es ihm, dieselbe überzeugend zu untermauern und in eine der dunkelsten Perioden unserer Geschichtsschreibung des Frühmittelalters vorzustoßen. Noch jüngst war in einem Aufsatz zu lesen: «Während der alte Vicus (sc. von Chur) zerfiel, vegetierte die alte Burg auf dem Hoffelsen kümmerlich durch die bösen Jahrhunderte der Völkerwanderung und hatte vermutlich noch allerhand auszustehen bei der Machtübernahme durch Theodorichs Ostgoten ...» Doch vergessen wir nicht, daß uns das Frühmittelalter nicht zuletzt deshalb als «dunkel» erscheint, weil die erhaltenen Quellen spärlich fließen!

Die Rangerhöhung von Chur durch Theodorich ist nicht als eine bloße rhetorische Geste zu werten, sondern der König hat ihr Gestalt verliehen durch eine bauliche Anlage, welche innerhalb der heutigen Altstadt noch nachwirkt, ja, einige Eigentümlichkeiten im Stadtplan erst klar macht. Man hat sich vorzustellen, daß sich die Siedlung des römischen Chur in der Spätantike auch auf das rechte Plessurufer ausdehnte; dafür spricht zum Beispiel der Friedhof um das spätere St. Stephan herum. Der Bischof siedelte wegen der Unsicherheit der Zeit auf den geschützteren Hof um; 451 ist erstmals ein Bischof, Asinio, erwähnt, das Bistum selbst ist vermutlich älter. In die Mitte des 5. Jahrhunderts datiert der erste Bau der bischöflichen Marienkirche auf dem Hof; sie trat neben eine ältere Petruskirche im Vicus, deren Standort zwar bis heute archäologisch noch nicht sicher nachgewiesen ist. In die gleiche Zeit datiert das bischöfliche Mausoleum, welches unter der Stephanskirche liegt; seine künstlerische Ausstattung steht, wiewohl verstümmelt, mit seinen Fresken und Rebenranken-Motiven in der Nähe der Grabeskirche der Kaiserin Galla Placidia in Ravenna († 450).

Die geschlossene Polis des Theodorich — sie ist auch mit der «Civitas Cura» (614) gemeint — umfaßte den Hof und jenen Teil der Altstadt, der sich auf dessen nördlichem und westlichem Abhang ausdehnt bis auf die Linie der Poststraße. Simonett legt diesen Plan anhand des Knillenburger Prospekts in spannender Art so dar (die Anlage hatte auffallende Übereinstimmungen mit dem Plan von Verona): Die Grabungen des Kantonsarchäologen Christian Zindel legten 1972 auf der Südseite des Hofes, über der schmaleren Kastellmauer, Reste einer Mauer von 2,2 m Breite frei; sie entsprechen Resten auf der Ostseite des Hofes; auf der Nordseite fehlen sie nachweisbar: Theodorich hatte mit den mächtigen Festungsmauern den Hof in die Polisanlage einbezogen, die Enden des hufeisenförmigen Bogens nahmen zwei Türme ein, an deren Stelle heute östlich der Marsölturm steht und westlich der «Theodorichturm», wie ihn Simonett nennt, unmittelbar neben dem Spaniölturm.

Vom östlichen Eckpfeiler des Hofes verlief die Festungslinie ostwestlich geradlinig über Sennhof—Süßwinkel—Freieck bis zum Mühleplatz; dort lag beim Maßner'schen Haus (= Wunderli-Müller/Bally) ein Eckturm, dessen mächtige Fundamente gesichert sind. In dieser Linie liegt auch jenes kurze Stück der Reichsgasse beim Freieck, die merkwürdige, zweimalige Knickung der Reichsgasse im rechten Winkel erklärte sich so durch den Mauerzug der Polis. Die Poststraße aber, die in großer Breite die Altstadt heute in zwei Teile trennt, stellt den ursprünglichen Stadtgraben auf der Westseite dar, durchflossen vom Mühlbach, der später auch Mühlen betrieb und heute in den Orcus verlegt ist. Hinter der Brotlaube, wo der Mühlbach um eine Felsrippe herum umbiegt, lag der andere Eckpunkt der Westmauer, und diese verlief dann über Bärenloch und Spaniöl wieder hinauf zum Theodorichturm.

In der Mitte der Nordfront, wohl in der Gegend des Restaurant Süßwinkel, muß das eine Stadttor gestanden haben. Von hier aus steigt noch heute geradlinig die Süßwinkelgasse zum Buol'schen Haus (= Rätisches Museum) und zum Hof hinauf, und rechts von ihr biegt die Rabengasse ab und stellt die Verbindung mit dem Martinsplatz her; dort ist auch das Westtor anzunehmen; die heutige geradlinige Führung der Reichsgasse ist jünger. Der Martinsplatz war das Forum, und an diesem lag die Hauptkirche der neuen Stadt, St. Martin; ihr Gründer war Theodorich, wie Simonett überzeugend darstellt: Der heilige Martin wurde in Ungarn geboren und war bei den Goten hoch geschätzt. Ihm hatte Theodorich auch die ursprünglich arianische Hauptkirche in Ravenna geweiht und mit

prachtvollen Mosaiken geschmückt; sie ist erst später durch eine Reliquienübertragung aus dem ravennatischen Hafen Classis zu S. Apollinare Nuovo geworden.

Neben dem heiligen Martin war bei den Goten ebenfalls hoch verehrt der heilige Andreas. Theodorich baute ihm eine Kirche, vielleicht mit Kloster und Hospiz außerhalb des Mauerrings im heutigen Sankt Luzi; doch hatte der Heilige die Kirche in späterer Zeit mit dem heiligen Luzius teilen müssen und war dann von ihm völlig verdrängt worden, aber die beiden Gotenheiligen sind bis heute in der Erinnerung von Chur lebendig geblieben: denn an ihren Namenstagen fanden noch bis vor kurzem der Martini- und der Andreas-Markt statt.

Außerhalb der Stadtmauer, wie in Verona, baute Theodorich, über das Bischofsmausoleum aufgestülpt, die Kirche St. Stephan (terminus ante quem ist das Jahr 523); seine Mosaiken von einer Priesterbank sind 1851 beim Bau der Kantonsschule entdeckt worden, und sie stehen in der Tradition von Ravenna; nachweisbar ravennatisch sind auch die Mosaikreste der von Theodorich umgewandelten Apsidiole unten in der Grabkammer und ebenso das einzige römische Fragment eines Marmorreliefs von einer Chorschranke.

Noch eine ganz einmalige Kostbarkeit besitzt Chur, welche die Erinnerung an den großen König, wenigstens mittelbar, wachzuhalten vermag: Eine Silbermünze des Ostgotenkönigs Athalaricus (526—534), er war der Sohn von Theodorichs Tochter Amalasuntha; sie wurde ebenfalls beim Bau der Kantonsschule gefunden. So ist es dem Autor gelungen, die Gegenwart des Ostgotenkönigs in Chur nach einer langen Zeit der Vergessenheit faszinierend wieder hell zu machen.

Das Beispiel von Theodoricopolis stehe uns hier für die gesamte Arbeit Christoph Simonetts. Er hat in diesem neuesten Werk seiner Feder eine Fülle von Anregungen geboten und die Forschung entscheidend vorangetrieben. Das Ethos seiner Forschungsweise aber rechtfertigt es, daß er das Wort des Hekataios auch für sich beanspruchen darf: «Das schreibe ich, wie ich es für wahr halte.»

Eine grosse juristische Bibliothek aus dem Oberengadin

von Peter Liver

Die Schweiz und insbesondere auch Graubünden zählen nicht zu den Gebieten, welche, wie große Teile Deutschlands, seit dem 15. Jahrhundert das in Italien wissenschaftlich ausgebildete römische Recht als gemeines Recht übernommen, «rezipiert» haben. Vielfach war man deshalb, auch in der rechtsgeschichtlichen Literatur, der Meinung, bei uns habe bis ins 19. Jahrhundert altes deutsches Recht gegolten und sei von Männern aus dem Volk, unbeeinflußt von der wissenschaftlichen Lehre des gemeinen römischen Rechtes aufgeschrieben und vor Gericht in altüberkommenem Rechtsbewußtsein und volkstümlicher Weise gehandhabt worden. Es steht jedoch fest, daß seit dem 16. Jahrhundert zahlreiche Bündner an den Universitäten Basels und aller unserer Nachbarstaaten und auch in Holland Rechtsunterricht genossen haben, auch wenn nur wenige von ihnen ihr Studium mit der Doktorpromotion abgeschlossen haben. Es ist sicher, daß diese juristische Ausbildung nicht ohne Einfluß auf die gerichtliche und außergerichtliche Praxis sein konnte, auch wenn unser demokratisches Wesen ein Prunken mit einer dem Volke und seinen Richtern unverständlichen Gelehrsamkeit nicht zuließ. Dazu habe ich meine Ansicht im Einleitungsband des Berner Kommentars zum schweiz. Privatrecht (allg. Einleitung N. 15 bis 25) dargelegt. Starke Einflüsse des wissenschaftlich verarbeiteten gemeinen römischen Rechtes, des Naturrechtes und auch des Staatsrechtes wird jede Untersuchung zur bündnerischen Rechtsgeschichte des 16. und 19. Jahrhunderts feststellen.

Eine besondere Quelle solcher Einflüsse bilden die Bibliotheken von Institutionen und von Familien, deren Angehörige im Staats-, Geschäfts- und Rechtsleben besonders hervorgetreten sind. Solchen Quellen hat sich in der Schweiz namentlich Ferdinand*Elsener* (Rapperswil, Zürich, Tübingen) zugewandt in seinen Untersuchungen der Einsiedler Stiftsbibliothek (1951) und der Bibliothek des St. Galler Reformators und Bürgermeisters Joachim von Watt, genannt Vadianus (1958). In der kürzlich erschienenen Festschrift zu Elseners 65. Geburtstag hat nun Karl Siegfried *Bader,* der 1975 vom Lehramt an der Universität Zürich zurückgetretene hochangesehene Rechtshistoriker, sich im gleichen Sinn mit einer bündnerischen Rechtsbibliothek befaßt unter dem Titel: *Die Juridica der ehemaligen Bibliothek Castelmur/Perini.* Dies ist eine Bibliothek von erstaunlichem Umfang und einer bewundernswürdigen Vollständigkeit der juristischen Literatur, die im 17. und 18. Jahrhundert gedruckt worden ist. An erster Stelle steht Deutschland, aber auch in Frankreich, Italien, Holland und in der Schweiz (auch in Chur) gedruckte Bücher finden sich da in beträchtlicher Zahl. Die Bibliothek umfaßt die Rechtswissenschaft in allen ihren Disziplinen: Rechtsphilosophie, namentlich die Naturrechtslehre, Staats-, Kirchen- und Völkerrecht, Strafrecht, zum größeren Teil Privatrecht und Kameralistik (Staats-, Finanz- und Geschäfts-Wirtschaftslehre einschließlich der Buchführung). Diese Bibliothek war, wie uns P. D. Rosius a Porta (1732—1808), H. J. Lehmann (1797), Eibel (1810) und Joh. Andreas v. Sprecher (1844) bezeugen, eine eigentliche Sehenswürdigkeit im Oberengadin. Sie stand anfänglich in Capella und kam dann nach Scanfs, dessen Ortsbild durch die drei Perini-Häuser bestimmt wird. Als dann der Baron Jean de Castelmur (geb. 1800 in Vicosoprano, gestorben 1871), der

als Kaufmann in Frankreich reich geworden war, sein Haus in Coltura (Stampa) ins Schloß umgebaut hatte, erwarb er von Perini-Erben, zu denen er in gewissen verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden hat, deren große Bibliothek, die neben den Juridica einen ansehnlichen Bestand von Theologica und Militaria umfaßte. So kam sie ins Bergell, wo sie jedoch kaum je benutzt worden ist. Prof. *Bader* konnte den Hauptteil, die Juridica insgesamt, von einem Zürcher Antiquar erwerben und ins Eigentum des Kantons Zürich überführen, so daß er im Juristischen Seminar der Universität in einem eigenen Raum untergebracht wurde und dort für die Erforschung der Geschichte der Rechtswissenschaft bereitsteht. Es wird kaum eine öffentliche Bibliothek, vielleicht außer Basel, in der Schweiz geben, die für Ort und Zeit, wie angegeben, über gleich vollständige juristische Abteilungen verfügt. Vor allem aber sind diese Juridica ein äußerst wertvolles Material zur Geschichte des Bildungswesens, insbesondere der wissenschaftlichen Rechtskunde in Graubünden. Man kommt nicht aus dem Staunen heraus, wenn man sieht, wie in der Familie Perini (1600 geadelt), die nicht zu den hervorragenden Bündner Herrengeschlechtern gehört, aber reich begütert war und deren Angehörige in fremden Diensten, namentlich in Holland, sich hervortaten und in der Heimat und im Veltlin als Beamte, Notare und Sachwalter tätig waren, im Laufe von einigen Generationen eine eigentliche Gelehrtenbibliothek angelegt und auch benutzt wurde. Angesichts jeder Bibliothek erhebt sich ja die Frage, inwieweit sie wirklich ein Instrument des Studiums, der Forschung oder der Verwendung für die Praxis ist, oder bloß um der Vollständigkeit willen oder als Prunkstück aufgestellt ist. *Bader* konnte feststellen, daß zahlreiche Bücher wirklich gelesen worden sind, solange die Perini eine bedeutende Stellung im Geschäfts- und Rechtsleben des Engadins und Veltlins gehabt haben. Wenn dies zutrifft, sollte das gleiche auch von den Angehörigen der noch viel höher gestellten und einflußreicheren Familien, welche im Staats-, Rechts- und Geschäftsleben tätig gewesen sind, gelten, von den Planta, Salis, Sprecher, Juvalta, Albertini, Tscharner, Jochberg, Schmid von Grüneck und anderen. Von einzelnen Zweigen dieser Geschlechter sind solche Bibliotheken im eigenen Hause (Sprecher-Haus in Maienfeld, Planta-Haus in Samaden, Tscharnerbibliothek auf Ortenstein) oder als Bestände der Kantonsbibliothek vorhanden. Prof. *Bader* hält deren Erforschung als Quelle der bündnerischen Bildungsgeschichte mit Recht als ein wichtiges wissenschaftliches Anliegen. Er selber hat mit seinem Aufsatz über die Juridica der Bibliothek Castelmur/Perini dazu einen wertvollen Beitrag geleistet, der in Graubünden nicht unbeachtet bleiben sollte.

ANHANG

I. Die großen Autoren der Bibliothek Castelmur/Perini

Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert sind große Rechtsgelehrte zum Teil noch Universalgelehrte oder doch Universaljuristen, die sich nicht nur *einer* bestimmten Rechtsdisziplin zuweisen lassen. Bloß dem Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit und ihres Einflusses nach kann die hier folgende Einteilung vorgenommen werden. Aus der überaus großen Zahl der von *Bader* in seinem Aufsatz verzeichneten Bücher auf Grund seines vollständigen handschriftlichen Kataloges möchte ich hier nur Autoren anführen, welche auch dem heutigen Juristen, der mit der Geschichte seiner Wissenschaft einigermaßen vertraut ist, bekannt sind.

1. Gelehrte der Rechtsphilosophie, des Staats-, Kirchen- und Völkerrechts, die in der Bibliothek Castelmur/Perini mit ihren Hauptwerken vertreten sind: Hogo *Grotius* (1583—1645), Hermann *Conring* (1606—1686), Samuel *Pufendorf* (1632—1694), Johann *Schilter* (1632—1715), Gottfried Wilhelm *Leibniz* (1646—1716), Christian *Thomasius* (1655—1728), Christian *Wolff* (1679—1754), Emerich *de Vattel* (1714 bis 1767), Johann Jakob *Moser* (1701—1785), Isaac *Iselin* (1728—1782), Gaetano *Filangieri* (1752—1788).

2. Die großen Zivilisten (Privatrechtsgelehrte)

Bartolus *de Saxoferratis* (1314—1357), der in Italien als der größte Jurist überhaupt verehrt wird; Bartholomaeus *Caepolla,* Iurisconsultus clarissimus Veronensis, gest. 1476, Jacobus *Cuiacius* (Cujas) 1527—1590; Jacobus *Gothofredus* (1557—1652); Antonius *Faber* (1557—1652); Jean *Domat* (1629—1696); David *Mevius* (1609—1670); Georg Adam *Struve* (1619—1692); Samuel *Stryk* (1640—1710); August *Leyser* (1683—1752); Johann Gottlieb *Heineccius* (1681—1741), «der einflußreichste deutsche Jurist des 18. Jahrhunderts».

3. Vertreter des Strafrechts

Benedict *Carpzov* (1595—1666), Johann Christian *Quistorp* (1737—1785), Justus *Claproth* (1728—1805), Cesare *Beccaria* (1738—1794).

II. Die Familie Perini

Das Historisch-biographische Lexikon enthält nur sehr dürftige Angaben. Prof. *Bader* hat sich sehr bemüht, die Erwerber, Mehrer und Benutzer der Bibliothek ausfindig zu machen und in ihrer Stellung und Bedeutung zu würdigen. Das Adelsdiplom empfing am kaiserlichen Hof Pietro Perini 1600. Der Fähnrich Georg Perini habe sich im Feldzug des Herzogs Rohan besonders hervorgetan. Der starke Anteil der religiösen Literatur an der Bibliothek wird dem Major in holländischen Diensten Georg von Perini (1676—1743), der dem Pietismus zuneigte, zugeschrieben. Im Hause zu Capella soll die Bibliothek vereinigt und aufgestellt worden sein von dessen zweitältestem Sohn, Paul (1719—1794). Am bekanntesten ist der letzte bedeutende Vertreter des Geschlechtes, welcher die juristische Bibliothek noch erweiterte und auch benutzte: Johann Heinrich von Perini, dessen letzte Bücherkäufe in die Jahre 1792—1796 fallen. Von der Familie sagt *Bader:* «Es war ein Besitz- und Bildungsadel ... nach dem Umsturz der neunziger Jahre des 18. Jahrhundert hat der Hauptträger der juristischen Bildung, Johann Heinrich Perini, aus dem heimatlichen S-chanf halbwegs vertrieben, seine Juridica durch keinen einzigen Bücherkauf weiter vermehrt.» Eine Niederlage, die ihn schwer getroffen zu haben scheint, erlitt J. H. v. Perini in einer Veltliner Erbschaftsstreitigkeit gegenüber dem von ihm angegriffenen Vi-

cari Gaudenz v. Planta-Samaden, dessen «Rechtfertigung» gedruckt in Chur 1792 erschien. Der Vicari Planta war wohl der berühmte, geist- und temperamentvolle Anwalt, dem der Großvater Wolfgangs v. Juvalt mehrmals in Prozessen gegenübergestanden hat. Siehe meine Juvalt-Biographie in diesem Jahrbuch 1976, S. 28.

Söhne aus der Familie Perini haben ihre höhere Bildung an auswärtigen Erziehungsanstalten empfangen. Paul von Perini (1719—1774) gehörte zu den Förderern der Bildungsanstalt von Martin Planta in Haldenstein. Reizvoll ist es, zu erfahren, daß gleichzeitig mit Schiller zwei Brüder Perini, Jakob und Andreas, zusammen mit anderen Bündnern aus vornehmen Familien Schüler an der Hohen Karlsschule in Stuttgart waren. *Bader* vermutet, daß solche Beziehungen zu Württemberg dazu beigetragen haben könnten, daß unter den juristischen Autoren der Familienbibliothek an erster Stelle der ungemein fruchtbare und charaktervolle Württemberger Johann Jakob Moser mit vielen seiner staatsrechtlichen Schriften steht.

Prof. *Bader* bezeichnet die Ergebnisse seiner Nachforschungen als «Forschungssplitter» und möchte hoffen, daß der Familie Perini, ihrer juristischen Bibliothek und deren rechtsgeschichtlicher Bedeutung einmal eine noch eingehendere Untersuchung und zusammenhängende Darstellung gewidmet werde. Dafür hat er selber den guten Grund gelegt, wertvolles Material beigebracht und unter den entscheidenden Gesichtspunkten verarbeitet.

Alvaneu-Bad liegt verlassen

von Hilde Ribi

Hotel und Kurhaus sind seit 1962 geschlossen; ein gepflegter, vormals gepflegter Bau, der im letzten Jahrhundert errichtet wurde, auf neuneinhalbhundert Metern über Meer, am rechten Ufer der Albula und freundlichen Aufenthalt bot, Jahr um Jahr, vom Juni bis zum Oktober, steht heute schmählich verlottert. «Vor seinen sonnigen Rasen, in denen alpine Pflanzen vor Nordwinden völlig geschützt ihre Kelche entfalten, rauscht der grüne Fluß», hieß es vordem im Kleinen Bäderbuch der Schweiz, das der Verband Schweizer Badekurorte gemeinsam mit der Schweizerischen Verkehrszentrale in immer neuer Auflage an den Tag bringt. «Gesundbrunnen schon im 15. Jahrhundert, hat sich Alvaneu-Bad mit der Erschließung der Bündner Alpen durch Straßen und Bahnen zu einem jener typischen Schweizer Badeorte entwikkelt, in denen familiärer Geist zu Hause ist. Zahlreiche Wanderwege erschließen den Gästen von Alvaneu die romantische und stille Welt von Tiefenkastel bis Filisur—Bergün.» Ungenützt fließen nun die Schwefelquellen, verödet liegt der Ort, wo so viele einst sich wohlfühlten und Linderung ihrer Leiden suchten und fanden. «Rheumatismus in allen Formen, Katarrhe der Luftwege, Frauenkrankheiten, Bewegungsstörungen nach Unfällen»: in Alvaneu, 32 km von Chur gelegen, ging man sie gezielt an, mit Bade-, Inhalations- und Trinkkuren, mit Schlammpackungen, Kohlensäurebädern, mit Massage, Gymnastik und Diät. Sogar ein eigenes Hausorchester erquickte vormals die Kurgäste in dem heimelig-komfortablen Hause. Und nun, seit mehr als anderthalb Jahrzehnten dieser Zerfall! Damals kam der Kurbetrieb zum Stillstand. Ausländer kauften das Haus, fanden jedoch offensichtlich dann keine Verwendung dafür. Es steht leer und verkommt; der hübsche Park verwildert. Jeden, der das mitansieht, jammert's. Der Kurverein Alvaneu und angesehene Leute im Tal haben bis heute vergeblich versucht, das Bad wieder zu eröffnen. Es hat Bestand gehabt fast ein halbes Jahrtausend. Ägidius Tschudi und Ulrich Campell haben es erwähnt. Johann Conrad Geßner (1516—1565), Stadtarzt von Zürich und großartiger Naturwissenschafter, ist im Juni 1561 in die Bäder von Bormio gereist und hat Kenntnis genommen auch von Alvaneu. Geßner hat sich in jenen Jahren intensiv mit Botanik beschäftigt. Noch ehe er damals im Sommer 1561 die Reise in die berühmten ennetbirgischen Bäder von Worms (Worms = Bormio) antrat, hatte man in Straßburg nach etlicher Verzögerung endlich sein Werk «Horti Germaniae. Die Gärten Deutschlands» zu drucken begonnen, eine Pflanzengeschichte, in welcher er mit folgenden Worten auch seine Churerfreunde erwähnt:

«Chur, die berühmte Stadt, liegt ganz nahe bei den Alpen. Wenn dort einer einen Garten anlegen würde, könnte er an Gattungen von Gewächsen bequem bekommen, so viel er möchte, unter anderem besonders Alpenpflanzen und solche, die in den Tälern des rätischen Bundes jenseits der Berge wachsen, und dazu weiter noch solche aus dem nahen Italien. Hier leben Johannes Fabricius Montanus, Pfarrer, ein höchst gelehrter, in allen Fächern der Wissenschaften bewanderter Mann; Johannes Pontisella, Schulmeister, auch seinerseits ein äußerst kundiger Mann, und die hervorragenden Ärzte Hieronymus Brixius und Zacharias Belinus. Alle vier haben mehr als nur landläufige Kenntnisse in der Pflanzenkunde. Ehrenhalber wollte ich sie hier, da der Ursprung des Rheins den Anlaß dazu gibt, mit Namen nennen, und dabei ihrer mir gegenüber bezeugten Guttaten Erwähnung tun. Fabricius war es insbesondere, der mir Jahr für Jahr eine sehr große Zahl von Gewächsen und Samen zuzusenden pflegte und so mein Gärtlein bereicherte.»

Auf seiner Erkundungsreise durch das Bündnerland wurde Geßner damals begleitet von dem «sehr gescheiten, jungen Kandidaten der Medizin», dem nachmals hochberühmten Basler Botaniker Johannes Bauhin (1542 bis 1612), und ab Chur dann anscheinend auch von Fabricius und dem damaligen Churer Bürgermeister Johannes Tscharner, so daß denn also drei Männer mit Vornamen Johannes dem Zürcher Gelehrten Gefolgschaft geleistet hätten. (Unsere Quelle: «Konrad Geßner als Gärtner», von

Diethelm Fretz, Atlantis-Verlag, Zürich 1948).

Im 18. Jahrhundert, lasen wir, sei «der Zulauf ins Bad Alvaneu so groß gewesen, daß man selbige vielmahlen zu gleicher Zeit nicht alle hat Logieren und beherbergen können: obschon 16 Zimmer in dem Bad-Wirtshaus sind», in deren ein und anderer Kammer überdies damals eine ganze Anzahl Betten gestanden haben sollen.

Im ersten Jahrzehnt eben dieses 18. Jahrhunderts ist auf einer seiner Bergreisen im Sommer 1707 auch der berühmte Zürcher Johann Jacob Scheuchzer (1672—1733) durch Alvaneu gereist. «Eine halbe Stund von Filisur, schreibt er, ist das Alvaneller-Bad. Es ist ein kalter Schwefel-Brunn, welcher aus der reichen Quelle gleich in den Kessel geleitet und da gesotten wird. Es ist kein Zweifel, daß solche Schwefel-Brünnen in den äußerlichen Kranckheiten der Haut gute Dienste thun. Hier schwimmt der Schwefel in Form kleiner Zäsergen über dem Wasser und hängt sich an den Canal und andre Sachen, über welche er hinfließt. In dem Kessel, wo das Wasser gesotten wird, setzt sich ein weißer ungeschmackter Toffstein an, wie in andern Toffwassern. Unter den Schwefel-Zäsergen finden sich kleine lebende Würmer, denen ähnlich, aber kleiner, die ich in dem Rüschliker- und einem andern Wasser gefunden habe. Die Menge des Schwefels in diesem Wasser wird auch durch den starcken Geruch verrathen, welcher insonderheit Sommerzeit fast bis auf einen Büchsenschuß weit vernommen wird.»

In seiner 1717 erschienen «Beschreibung der Seen / Flüssen / Brunnen / Warmen und Kalten Bäderen / und anderen Mineral-Wassern Des Schweitzer-Lands» kommt Scheuchzer auf das Heilwasser an der Albula mit folgenden Worten zurück: «Bei *Alvenüw* / Alvanium, Alvum novum, im X. Grichten Pundt / wird gemeiniglich *das Bad* genennt / und zum Baden vor allerhand außerliche Schäden gebraucht / ligt eine halbe Stunde von Filisur / hat gar viel Schweffel, der sich Fetzleinweise in dem Wasser zeiget / und an Stein und Holtz an setzet. In dem Kessel leget sich ein weißer Badstein / ohn Geruch. Unter dem Schweffel finden sich lebendige bleiche Würmlein / an Gestalt gleich denen Blutrothen Würmlein / welche anzutreffen in dem Rüschliker- oder Nydel-Bad / und in dem Schweffel-Wasser an dem Wallenstatter-See. Der Geruch ist auch so stark / daß man ihne einen Büchsenschuß weit vom Bad spüret.»

In Chur wirkte zu Scheuchzers Zeiten der hochgebildete Johannes Bavier (1662—1721), der sich, nach Studienzeiten in Zürich und Paris, schon mit neunzehn Jahren zu Padua den medizinischen und philosophischen Doktorhut geholt hatte und später in seiner Vaterstadt fünfmal als erster Bürgermeister amtete. Damals, von Alvaneu herkommend, am 10. August 1707, hat Scheuchzer Dr. Bavier in Chur aufgesucht und habe «viele Freundlichkeit von ihm empfangen». Im selben Jahre 1707 hat Bavier sein Büchlein über das Bad Fideris veröffentlicht: «Kurze und gründliche Beschreibung des weit berühmten, heilsamen Sauerbrunnen und Bads zu Fideris in dem Thal Prettigöw», eine Schrift, die dann 1744 ein zweites Mal aufgelegt worden ist. — In Sprechers «Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert», welche erstmal vor über hundert Jahren erschienen ist, steht geschrieben, daß derselbe Bavier sodann im Jahre 1747 seine «Beschreibung des heilsamen Alwanewer Schwefelbads» an den Tag gebracht habe. Bloß daß da der verdienstvolle Bavier laut den Angaben im Historisch-biographischen Lexikon schon seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr unter den Lebenden weilte. So fragt man sich, ob ein anderer Bavier das Alwaneuer-Schriftchen verfaßte, oder aber, ob 1747 eine Zweitauflage davon erschien. Sprecher jedenfalls, nachdem er erwähnt hat, Alvaneu sei, gleich dem hinter Seewis gelegenen Ganey-Bad, «fast ausschließlich von Bündnern» aufgesucht worden, zitiert köstliche Stellen aus dieser Broschur über Alvaneu. Insbesondere die damals üblichen Baderegeln muten heutiges Bäder-Volk erstaunlich an.

«Sollte der baden wollende Curant sich mit warmhaltenden Kleidern, mit Hembteren, Schlaffhauben, Schnupfftüchern, Bad-Mänteln, oder Leylachen, auch Pantoffeln, nach Bedürfftnuss versehen. Wan er will, kan er sein eigenes Tisch-Zeug auch mitnemmen, obwohlen er auch sonsten ehrlich damit wird bedienet werden.

Solle man zwey oder drey Tag (zuvor man das Bad zu brauchen und die Cur vorzunemmen anfangen will) den Leib durch eine bequeme und von einem erfahrnen Artzten (nach befundener Complexion und erscheinung der Umständen) vorgeschriebene Purgation reinigen und kan solches zu Hauß geschehen, bevor man sich auf die anhero Reiß begebe; oder aber allhier im Bad, ein paar Tag vor man die Cur anfange etc.

Den ersten Tag bade man zwey Stund; den Andern drey; den Dritten vier; den Vierten fünff; und also fortan, biß eine starcke Persohn auf sieben (höchstens acht) Stunden des Tags, komt: eine Persohn von mittelmäßigeren Kräften solle gnug an fünff Stunden haben: eine schwache aber befriedige sich mit drei oder vier Stunden deß Tags; namlichen, in zweymalen; den halben Theil vor, und den anderen halben Theil Nach-Mittag.

Wan ungewöhnlich große innerliche Hitzen und Durst vorhanden, dienet dafür Erbselen-Safft, der Safft von denen so genannten S. Joannis Träublein, Zucker-Rosen, Zucker-Violen, Granat-Apffel, gedörrte Weixelen oder sogenannte saure Kirschen und dergleichen; wovon etwan ein allda seyender Artzte einen Vorrath haben sollte, oder kan auch ein jeder Curant sich voraus damit versehen aus einer Apotec etc.

Allen Überfluß in Speiß und Tranck solle man meyden und fliechen; aber dannoch auch keinen großen Hunger, noch Durst leiden.

Bey der Mahlzeit Esse man gut weißes, wohl gebachenes Brod; und Trincke einen guten wohl erreiffeten und gezeytigten passanten, keineswegs auf Essig zuckenden und nicht allzustarcken Wein. Für Leuth, die etwan sich vor Tartarischen Kranckheiten (als da seynd, Grieß, Stein,

Colica, Podagra, Chiragra, Artherica oder gichte oder reißen in denen Gliederen) zu beförchten haben, ist der Veldliner-Wein (nach davorhalten deß, sonderlich in Heylung dergleichen Kranckheiten, so berühmten Theophrasti Paracelsi lib. de morbis tartareis, zu Ende deß 15. Cap.) unvergleichlich gut, weilen er bald passiert, pur, lauter ist, wenig Tartarum in sich hat, und wenig oder gar nichts Tartarisches in dem menschlichen Leib nachlasset.

Alles Fleisch solle Frisch seyn; das Rindfleisch gesotten; Kalb-, Gitzlin- und Schaff-Fleisch gebraten. Besonders gut, und gesund ist das gebratene Lamm-Fleisch, von jungen Lämmlein, so wenigstens drey Wochen und höchstens sechs Wochen alt seind; ein solches gebratenes Lamm-Fleisch ist so annemlich zu Essen, und Gesünder als gebratenes Geflügel, ring und leicht zu verdauen, wan es mit gutem Butter, wie daß zahme Geflügel recht gebraten wird. Gesottene Hühner, fricasierte Hünlein, gebratene Capaunen, und junge Hennen, nehren wohl. Von wilden Geflügel, seynd wilde Tauben, Reb-Hühner, Hasel-Hühner, Schnee-Hühner, Ohr-Hanen, Fasanen, kleine und mittelmäßige Wald-Vögel etc. für jene gut, die es gern zahlen und sich kein Geld reuen lassen. Ein nicht zu altes Gambsz Thier hat ein so gutes Wildpret als immer ein Rehe.

Von Gemüß kan man Reis, und Gersten in der Suppen, auch sonsten andere Gemüß, die mit Eyern gekocht seynd, essen. Zu dem zugemüß dienet gut, Mangolt, Binetsch, Spinat, Burentsch, Endiwien, und dergleichen gekochtes Garten-Gewächs, gebratene oder gekochte Birren, Äpfel etc. mit Äniß, Zimmet etc. besprengt, seynd auch Gesund etc.

Zu denen frischen Fischen gehören gute, wohlgeschmackte, mit Gewürtz, Zimmet, Spica, oder auch Meyeran, Peterlin, Müntz etc. gemachte Salsen oder so genannte Fischbrühe. Matte, erlegene Fische solle ein Curant sowohl meiden als alle eingesaltzene Fische.»

Soweit denn also Bavier in seinem Alvaneuer-Büchlein. — Man höre und staune, da sollen denn also begüterte Badegäste sich sogar «Ohr-Hanen», will sagen Urhähne, Auerhähne zu Gemüte geführt haben!

Daß auch der famose Nicolin Sererhard in seiner «Einfalten Delineation» sich über Alvaneu ausgelassen hat, wer möchte es bezweifeln! «ALLVANEU, schreibt er, ist eine große ansehenliche papistische Gemeind, vom Landwasser hinauf ein wenig erhöchet, bey der Mündung des schon beschriebenen rauchen Tobels oder Thals. Ein Stük Wegs under Allvaneu in der Ebene ligt das berühmte Allvaneuer Schwefel-Baad.

Dieses hat ein wohl erbautes Badhauß, soll für die Weiber und alte Fieber heilsam seyn. Danachen es Sommerszeit von vielen Weibs-Persohnen besucht wird.» Und gleich ist der versierte Pfarrer von Seewis, der in blutjungen Jahren, von 1710—1716, zu Malix amtete, mit einem Histörchen zur Stelle: «Namlich es kamen vor Jahren etliche Malixer mit ihren Ochsen und Fuhr-Schlitten Nachts ins Allvaneuer Bad und trunken alldorten. Einer von ihnen, ein Schmiedt zum Geschlecht, sagte, er möge nicht trinken, deswegen wollte er fortfahren mit den Ochsen, sie sollen bald nachkommen. Er fuhre allso allein fort. Als er nun ein Stuk Wegs fortgefahren ware, gewahrete er durch den dünnern, neblichten Mondschein, daß etwas ungrades um die Ochsen herum schweife, dann die Ochsen schnauzten gewaltig durch die Nasen und erschütterten ihre Köpf, der vorderste wollte auch nicht fortruken wie zuvor, deswegen der Mann anfieng, greulich zu sacramentiren und zu fluchen nach der Fuhrleuthen Brauch, luffe im Grimm zu dem vordersten Ochs zu sehen, wo es fehle, da gewahrete er erst, dz ein Wolf vorhanden, darüber er noch heftiger ergrimmete und luffe eilends zu einem nur ein wenig ob dem Weg stehenden Zaun und risse aus demselben einen Zaunsteken, mit welchem er anfienge mit dem Wolf zu fechten, der Wolf aber fienge ihme alle Streiche auf mit seinem Maul, bis der Zaunsteken ganz verbissen und unbrauchbar worden ware. Indessen kamen seine Kameraden auch an, die fragten, was Teufels er da mache, und als sie sachen, was passierte, ergriffen sie auch jeder einen Zaunstekken und griffen den Wolf mit mehrerer Force an, der Wolf will die Flucht nemmen und über den Zaun hinaufspringen, einer aber lauft ihme schnell nach und als der Wolf eben auf dem Zaun ware, gelingt ihm ein Streich, dz er ihn oben auf das Kreuz oder die Nieren getroffen, wordurch er gelähmet worden, dz er nicht mehr laufen konte, worüber die Männer ihm einen Strik an den Halß geworfen und ihm eine Schnur um das Maul gewunden und ihn allso lebendig auf ihre Schlitten gebunden und durch die Dörfer hingeführet haben, da ihne die Leuth mit großem concursu ex curiositate als eine Raritaet besichtiget haben.» Sie hätten das Tier zu Hause dann erschlagen und zu ihrer Verwunderung in seinem Magen bloß Pferdekot und einen Knopf von einem alten Seil vorgefunden, und Sererhard versichert, diese Wolfshistorie solle sich noch bei Menschengedenken zugetragen haben, somit wohl irgendwann in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Röder und Tscharner, in ihrem Buche «Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert», 1838 erschienen, berichten, die höhern Wälder und Alpen des Albulatales durchstreife nicht selten der Bär. So mag sich da auch wohl dann und wann ein Wolf herumgetrieben und seinen Hunger zu stillen versucht haben, ganz in der Nähe des Bades Alvaneu.

Der gelähmte Bruder des Dichters Johann Gaudenz von Salis-Seewis hat auf seiner Reise ins Bad St. Moritz (wir berichteten im letzten Jahrbuch davon) vom 22. auf den 23. Juli 1803 im Bad Alvaneu übernachtet, unter freilich nicht eben erfreulichen Umständen, wie man gleich sehen wird. Jedoch vortrefflich anschaulich schildert er das liebliche Umgelände des alten Badehauses: «Alvaneu — schreibt der sechsundzwanzigjährige Johann Ulrich von Salis-Seewis, der damals schon ein angesehener Naturwissenschafter war — Alvaneu ist katholisch — wie Lenz, Brienz und Vatzerol — und alle Dörfer auf dieser Straße, von Lenz an, sind romansch;

doch findet man überall teutsch sprechende Wirthe.

Als wir 1/4 vor 7 Uhr ins Bad hinabgestiegen waren, befanden wir uns am Fuß desjenigen Berges, dessen Besteigung bei Chur begonnen hatte; mit dem Berg hatten wir auch die kältere Region verlassen; hier wachst Laubholz, Bohnen, Hollunder, Kirschen, Zwetschgen etc., vielleicht würden Reben an Geländern gedeihen. Wenige Häuser stehen neben dem Badhaus, wo uns sogleich eine Schwefelatmosphäre umfieng.

Zwar hatten wir das beste Zimmer — entlegen von den Bädern und dem Geruch — es war aber nichts destoweniger sehr klein und für langen Aufenthalt unfreundlich, auch nicht ohne Wanzen. (Die Betten gut, die Speisen zahlreich aber sehr mittelmäßig. Der Wirth — ein Bruder dessen in Lenz — soll sich oft betrinken und die Wirtschaft den Mägden überlassen). Die Quelle wird zu den Bädern gewärmt und man badet in Kästen. Die Aussicht geht auf die Albula und ihr mit Gesträuch umwachsenes Ufer; von den jenseitigen Bergen schießt ein hübscher Wasserfall herab.

Den 23. Juli Morgens vor 6 Uhr fuhren wir den Weg vom Bad gegen Filisur weiter, bey herrlichem Wetter. Dies ganze Gebiet um Alvaneu, Filisur etc. hat viele Äcker mit schöner Gerste, Froment, Hanf, Haber etc.—»

Und nun zum Schluß unserer Betrachtung. Ein Balneologe von Rang, ein hervorragender Kenner der schweizerischen, insbesondere aber der bündnerischen Mineralquellen, war Professor Dr. Gustav Nußberger (1864—1935), der in Chur durch vier Jahrzehnte hin als Kantonschemiker und viele Jahre lang auch als Chemielehrer an der Kantonsschule wirkte. 1914 gab er im Auftrag des Verkehrsvereins für Graubünden seine über 130 Seiten starke Schrift «Heilquellen und Bäder im Kanton Graubünden» heraus, in welcher er, nach Talschaften geordnet, in einläßlicher Analyse siebenundzwanzig Heilwässer beschreibt, meist in Zusammenarbeit mit seinem Adjunkten Dr. Hans His. Wo es sich um genutzte Quellen handelt, ist der chemischen Analyse der Wässer Mal für Mal eine zuvorkommend formulierte Schilderung des Badeortes vorangestellt. Nußbergers Beschreibung von Alvaneu datiert vom Jahre 1904. Mit ihr sei unser Abgesang auf dieses freundliche Heilbad im Albulatal beschlossen.

Nußberger schreibt: «Das Bad Alvaneu liegt im Albulatal am rechten Ufer der Albula, 960 m über Meer, rings umgeben von Anlagen. Es ist Station der Rhätischen Bahn (Albula-Linie) und bestand schon im Mittelalter. Seit damals steht es bis heute ununterbrochen im Betrieb. Erstmalig in Urkunden erwähnt ist es im Jahre 1474. Der Kurort umfaßt heute ein Hotel mit 150 Betten und ausgedehnten Badeeinrichtungen. Die mittlere Sommertemperatur (Juni bis August) beträgt 15 Grad Celsius. Die Temperaturschwankungen sind jedoch ziemlich bedeutend. Vor rauhen Winden ist der Ort geschützt. Das Kurhaus besitzt zwei Heilquellen; die untere entspringt direkt neben dem Hauptgebäude; sie ist im anstehenden Felsen 1903 neu gefaßt worden. Die obere Quelle entspringt zirka 40 m ob dem Badehaus und ist seit 1903 unter einem Druck von 3½ Atmosphären ins Badehaus geleitet. Die untere Quelle liefert in der Minute 500, die obere Quelle 100 Liter. Die erstere ist im Jahre 1839 durch Löwig, im Jahre 1879 durch Planta-Reichenau und im Jahre 1904 durch Nußberger und His analysiert worden. Über die obere Quelle besteht nur eine Analyse aus dem Jahre 1904. Die beiden Quellen enthalten 1,1 bis 1,2 g feste Bestandteile in 1 kg. Sie enthalten Hydrosulfid-Ionen und freien Schwefelwasserstoff; unter den Anionen herrschen die Sulfat- und unter den Kationen die Calcium- und Magnesium-Ionen vor. Die Alvaneuer Mineralquellen sind daher einerseits Schwefelquellen und anderseits sulfatische Bitterwasser.

Das Wasser wird zur Trink- und Bade-Kur angewendet (31 Badekabinette mit Fayencebadewannen). Zur letzteren wird es mit Dampf erwärmt. Außerdem kommen zur Anwendung die modernen Kalt- und Warmwasserbehandlungen mit dem Schwefelwasser, warme und kalte Sitz- und Fußbäder in fließendem Mineralwasser, Schwimmbad, temperierte Douchen, Dampf-, Heißluft- und Schwitzbäder, elektrische Lichtbäder, Apparate für direkte Inhalationen nach Emser System und nach Wasmuth (Inhalationskabinett), Nasendouchen. Die Bäder, Inhalationsräume und Abteilung für Hydrotherapie sind in einem Neubau, der in direkter Verbindung mit dem Kurhaus steht, untergebracht. Außerdem können Kuren mit Tiefenkasteler und Soliser Mineralwasser (siehe diese) gemacht werden.

Behandelt werden: Rheumatische und gichtische Leiden, chron. Nasen-, Rachen-, Kehlkopf- und Lungenkatarrh, chron. Störungen der Digestionsorgane, Leberleiden, Abdominalplethora, Fettsucht, Hautkrankheiten, chron. Erkrankungen der weiblichen Sexualorgane, allgemeine nervöse Zustände, Syphilis, allgemeine Schwächezustände.

Das Hotel ist kanalisiert und hat Süßwasser-Hydrantenleitung und elektrisches Licht.

Während der Kurzeit, die vom 1. Juni bis 1. Oktober dauert, wohnt der Kurarzt im Hotel.»

So also war das um die Jahrhundertwende und manches Jahrzehnt darüber hinaus. Und nun steht das alles leer und ungepflegt. Man faßt es nicht. Möge solch unleidlicher Zustand in Bälde enden! Möge der verwunschene Ort eines Tages aus seinem Dornröschenschlaf lieblich wiedererstehn!